

(Meine Woche, Folge 1)

Irmgard Tregées

Rettende Hände

Im Angesicht von Tod und Demenz werden elementare Dinge
und das Vertrauen in Gott bedeutsam

Herr Falter kam vor acht Monaten in unser Pflegeheim. Er hatte Bauchspeicheldrüsen-Krebs, konnte kaum Nahrung zu sich nehmen und war durch Übelkeit, Durchfälle und Schmerzen stark geschwächt. Sein größtes Leid war jedoch, dass er die Versorgung seiner Ehefrau nicht mehr schaffen konnte. Sie litt seit sechs Jahren an einer Demenz. Bis zu seiner Einweisung in die Klinik hat er sich um sie gekümmert. Er hatte ihr die Mahlzeiten zubereitet, sie morgens gewaschen, sie zum Einkaufen mitgenommen und auf angemessene Kleidung geachtet. Sie wechselte immer Nachthemden mit Kleidern und lief, wenn er nicht darauf achtete, barfuss. Abends brauchte sie ein Küsschen auf Mund oder Wange, dann schliefen sie Hand in Hand ein. So war ihr Ritual, seit sie sich vor fast 50 Jahren kennenlernten. Seine Schmerzen hatte Herr Falter mit Blick auf seine Frau lange Zeit verdrängt. Sie kannten sich von Jugend an, waren viel gereist, hatten gemeinsam das Wandern und das Tanzen gepflegt. Zu ihrem Kummer waren sie kinderlos geblieben, aber sie hatten erst recht zusammengehalten. Ein ganzes Leben waren sie zusammen eingeschlafen, nach guten und nach schlechten Tagen – auch die Demenzerkrankung hatte das nicht geändert.

So wurde Frau Falter auch in unserem Heim aufgenommen, in einem gemeinsamen Zimmer. Die Ehefrau saß fast den ganzen Tag am Bett ihres Mannes. Sie konnte nicht begreifen, was vorging, aber sie hielt seine Hand. Die Pflegekräfte hatten es nicht leicht, denn Frau Falter konnte nicht akzeptieren, dass sie sich um ihren Mann bemühten. Durch gutes Zureden ihres schwerkranken Mannes wich sie nur kurz von seiner Seite, um dann gleich wieder die vertrauten Hände zu suchen.

Herr Falter ist vor einem halben Jahr gestorben. Für seine Frau war das ein schrecklicher Schlag. Seitdem schläft sie kaum noch und hat stark abgenommen. Sie scheint völlig verloren, auf einer hilflosen Suche nach ihrem Mann, von dem sie in ihrer Demenz keinen Abschied finden kann. Ablenkung durch Beschäftigung verstört sie. Wir Pflegekräfte können den vertrauten Halt nicht ersetzen. Nur manchmal, ganz unverhofft bei einer Handberührung, löst sich ihr ruheloses Gesicht für einen Moment. Dann irrt sie wieder durch ihre trostlose Nacht. Eine unendlich traurige Geschichte, die alles Reden über „Sterbekultur“ verstummen lässt. Wie viel Wahrheit liegt da in der Bitte des Kirchenliedes: „So nimm denn meine Hände“.

(Meine Woche, Folge 2)

Irmgard Tregees

Frau Schmidt auf Visite

Wenn Politiker eine Pflegeeinrichtung besuchen, wollen sie
nur gute Nachrichten und schöne Fotos

Wenn wir politischen Besuch in unseren Heimen bekommen, wissen wir, dass entweder Weihnachten ist oder Wahlkampf. Solche Besuche haben ihre eigenen Gesetze. Der Parcours muss genau abgesprochen werden. Die wohnlichsten Räume werden ausgesucht, die Bewohner dürfen nicht „auffällig“ sein. Bedürfnisse dürfen sie äußern. Auf Sätze wie „Ich bekomme mein gewohntes Medikament nicht mehr“ kann der Politiker dann gut ein „Ich werde mich darum kümmern“ antworten. Gerne wird ein wohlklingendes Projekt gezeigt, jeder Tourismus braucht seine Sehenswürdigkeiten. In letzter Zeit besonders gern gesehen ist eine Begegnung „Jung trifft Alt“. Es wird gelobt und Gefühl gezeigt. Vor allem aber ist das Foto wichtig, das dann am anderen Tag erscheint.

Natürlich weiß ich, dass Politiker auch ihre Arbeit tun und oft gute Fachleute sind. Die Heimbesuche bringen jedoch nur selten etwas. Der Abstand ist zu groß, der Ausschnitt zu klein. Da sind die Besuche der Kranken- und Pflegekassen viel näher an der Alltagsrealität. Sie schauen auf die Beständigkeit der Qualität. Sie kennen die modernen Möglichkeiten der Pflege, haben aber auch das Geld ihrer Beitragszahler im Blick. Für den Politiker ist sein Steuerzahler viel weiter weg. Das schöne Extraange-

bot für die Bewohner ist bei Wahlen wirksamer als der kaputte Rücken der Pflegekraft. So ein Politikerbesuch führt mir vor Augen, wie wichtig es ist, das Gesundheitswesen nicht direkt von der Politik steuern zu lassen, sondern seine Selbstorganisation als eigenständiges Fachsystem zu stärken.

Aber es findet leider eine Politisierung des Gesundheits- und Pflegewesens statt. Wenn Ärzte und Pflegefachleute vor unbezahlbaren Leistungsversprechen warnen, verspricht die zuständige Ministerin mit fürstlichem Lächeln das Blaue vom Himmel. Mit dem Gesundheitsfonds wurde ein so großer Einheitstopf gebildet, dass die Leistung der einzelnen Krankenkasse und die Lebensführung der Bürger kaum noch zählen. Ein immer größerer Teil der Gesundheitskosten soll aus dem Staatshaushalt – statt aus dem Versicherungswesen – bezahlt werden. Gesundheit wird zum Spielball der Tagespolitik. Und nun kommt Ulla Schmidt auf die Idee, sich im gepanzerten Dienstwagen an den Urlaubsstrand chauffieren zu lassen – und nebenbei auch mal ein spanisches Altenheim zu besuchen. Ein schlimmes Symbol: Unsere Ministerin rückt ihr Ressort in die Nähe des Tourismus.

(Meine Woche, Folge 3)

Irmgard Tregées

Der Mantel des Sankt Martin

Wer die Pflegesituation verbessern will, muss sich auf das körperliche
Leiden der Menschen einlassen

Gefrorene Ananasstückchen sind wunderbare Kleinigkeiten. Bei alten Menschen, deren Mund oft buchstäblich vertrocknet, regen sie den Speichelfluss an und senken die Keimbildung. Auch Creme fraiche, auf Lippen und Zunge getupft, kann viel bewirken. Ein körperliches Leiden kann jede geistige Regung erdrücken. In unserer Zeit wächst nicht nur die Zahl der „aktiven Alten“, sondern auch die Zahl der Gebrechlichen. Das prägt die Realität des Pflegeberufs. Wir müssen sorgfältig beobachten und die kleinen Anzeichen erkennen, die auf eine schlechte Entwicklung hindeuten. Wir müssen genau sein bei der Lagerung im Bett, beim Umgang mit Wunden, bei der Sauberkeit, bei der Ernährung. Und wir müssen beständig sein, Tag für Tag und bei allen Heimbewohnern. Der Pflegeberuf ist anspruchsvoll, und zwar gerade im physischen Sinn.

Mit Erstaunen haben wir von einer „neuen Definition“ der Pflegebedürftigkeit gehört, die kürzlich ein Expertengremium für das Gesundheitsministerium vorgeschlagen hat. Danach soll sich die Pflege bisher zu sehr um „Hilfe bei Alltagsverrichtungen wie An- und Ausziehen, Körperpflege, Nahrungsaufnahme, Toilettengang“ gekümmert haben, nicht aber „um Zuwendung, Beaufsichtigung, Kommunikation,

soziale Teilhabe“. Man wolle wegkommen von der „Pflege im Minutentakt“ und nun den „Grad der Selbständigkeit“ berücksichtigen. Das ist eine üble Verdrehung. Wer einen Gegensatz zwischen „Verrichtungen“ und „Selbständigkeit“ aufbaut, muss eine große Verachtung für die körperliche Zuwendung haben, die unseren Berufsalltag ausmacht. Für die meisten Pflegebedürftigen sind die Verrichtungen nicht banal. Wenn ihnen hier eine Last genommen wird, gewinnen sie ein Stück ihrer Freiheit zurück. Mischen wir uns hingegen zu sehr in die Lebensführung eines Bewohners ein, beginnt – oft ganz subtil – die Bevormundung.

Wer den Pflegeberuf aufwerten will, tut ihm keinen Gefallen, wenn er seine körperliche Seite zur Nebensache erklärt. Gerade auf dieser Seite wachsen Anforderungen und Qualifikationen, wie das kleine Beispiel der Ananasstücke zeigt. In der Ausbildung sind die Ergebnisse der praktischen Prüfungen oft bestürzend. Die geplante Umdefinition der Pflege setzt ein ganz falsches Zeichen. Man möchte den Autoren an die Geschichte von Sankt Martin erinnern: Er teilte mit dem Armen seinen Mantel. Seine Zuwendung war tief, weil sie stofflich war – ganz aus Leinen und warmem Fell.

(Meine Woche, Folge 4)

Irmgard Tregées

Glück ohne Mündigkeit?

Warum positive Empfindungen noch kein menschenwürdiges
Dasein bedeuten

Das Foto zeigt eine alte Frau. Eine Geste des Lächelns findet sich in ihrem verwirrten Gesichtsausdruck. Man hat auf der Photographie die Linien, die die Geste an Mund und Wange bildet, mit gelben Pfeilen markiert. Darunter steht „Die Bewohnerin freut sich, wenn man sich mit ihr beschäftigt“. Das Foto stammt aus dem Vortrag eines namhaften deutschen Demenzforschers. Sein Forschungsprogramm soll beweisen, dass Menschen mit fortgeschrittener Demenz Momente des Glücks haben können. Glück wird dabei als positive Empfindung übersetzt. Man sucht nach Zeichen der Zufriedenheit in der Mimik der Erkrankten, Videokameras werden zur Analyse eingesetzt. Daraus folgen Vorschläge, wie Angehörige und Pflegende bei Demenzkranken solche positiven Empfindungen auslösen können: Musiktherapie, Kontakt mit Tieren, Umgang mit vertrauten Dingen, ein Lieblingsessen, ein Anlächeln. Vieles davon machen wir Pflegende oft intuitiv.

Aber es gibt ein großes Fragezeichen: Ist das ein menschenwürdiges Dasein? Würde der kranke Heimbewohner das für sich als würdiges Leben ansehen, wenn er noch seine Urteilskraft hätte? Denn die positive Empfindung folgt einem Reiz und ist Reaktion. Manches Lächeln ist sogar nur Imitation der lächelnden Pflegekraft. Der Ma-

kel dieses Glücks ist, dass es von außen hergestellt ist. Kann ein Mensch, der seine Liebsten nicht mehr erkennt und keinen Begriff der Situation hat, das Besondere des Glücks erfassen? Menschliches Glück ist nicht trennbar von der menschlichen Mündigkeit. Sie erlischt bei der fortgeschrittenen Demenz. Für viele Menschen ist es eine Schreckensvision, hilflos an den Schläuchen der Intensivmedizin weiterleben zu müssen. Das möchten sie mit Patientenverfügungen ausschließen. Bei der Demenz drohen nun ganz andere „Schläuche“: Man erklärt einen Menschen wissenschaftlich für glücklich, wenn man bei ihm bestimmte Empfindungen auslösen kann. Wird damit eine Patientenverfügung wertlos?

Inge Jens, die Frau des unter schwerer Demenz leidenden Walter Jens, schildert eindrucksvoll die guten Momente ihres Mannes. In seiner Patientenverfügung hatte er ein fremdbestimmtes Weiterleben ausgeschlossen, aber die jetzige Situation hat das Ehepaar Jens damals offenbar nicht besprochen. Deshalb hat Inge Jens Recht, wenn sie der Verfügung nicht folgt. Doch nun ist das schreckliche Dilemma für jedermann sichtbar geworden. Wo sich Empfindung und Mündigkeit trennen, müssen die Menschen rechtzeitig ihren Weg wählen, für sich und vor Gott.

(Meine Woche, Folge 5)

Irmgard Tregées

Sylvias Kaffeekanne

Warum Mindestqualifikationen und Mindestlöhne
die Pflege unmenschlicher machen

Diese Woche hat Sylvia Spätdienst. Beim Frühstück im Essraum unseres Pflegeheims wird sie schon vermisst. Auch bei Heimbewohnern, die ansonsten recht verwirrt sind, ist „Süwia Kaffee“ eine feste Größe. Denn Sylvia, die bei uns eine von fünf Ein-Euro-Kräften ist, hat den Kaffeeausschank übernommen. Wenn sie sich die Kaffeekanne schnappt und um die Tische schreitet, ist das schon ein kleines Ereignis. „Ach, Frau Mölders, wie wär’s noch mit einem Tässchen?“ Da wird die Tasse auf einmal hingeschoben, obwohl Frau Mölders eigentlich gar nicht gern und viel zu wenig trinkt. Sylvia kriegt es hin. Sie ist einfach überzeugend. Dabei ist sie gar nicht so furchtbar höflich und zuvorkommend. Bei ihr kommt die Kaffeekanne mit schlichter Selbstverständlichkeit. Man sieht es Sylvia an, dass sie selber gern Kaffee trinkt – auch den Kaffee hier im Heim.

Man darf sich unseren Essraum nicht als fröhliche Tafelrunde vorstellen. Viele Bewohner haben vor allem das Eigene im Sinn, manche dämmern auch nur vor sich hin. Da ist Sylvia ein Lichtblick. Sie hat ihren eigenen Draht zu ihnen. Wenn sie im Raucherzimmer mit dem einen oder anderen Bewohner eine Zigarette qualmt, ist das zwar kein Bild für die Pflegezeitung, aber die Menschen fühlen sich mehr zu

Hause als bei mancher professionellen Umarmung. Sylvia Medler ist keine gelernte Pflegekraft, sie hat nicht einmal einen Hauptschulabschluss. Sie hat in einer Schneiderei angefangen und früh geheiratet. Der Mann war ein Fehlgriff. Sie hat dann lange als Packerin in einer Süßwarenfabrik gearbeitet. Danach bei einem Handyhersteller. In den großen Betrieben hat sie sich immer ganz wohl gefühlt. Schule war nicht Sylvias Sache, auch jetzt scheut sie vor einer Umschulung zurück. Sie ist jetzt Anfang 50. Über ihr Zuhause erzählt sie wenig. Manchmal bleibt sie einfach noch ein bisschen länger auf der Arbeit.

Menschen wie Sylvia kommen in den Schilderungen der schönen, neuen Pflegewelt nicht vor. Doch viele, die zu Hause oder im Heim auf einen pflegenden Menschen angewiesen waren, erzählen von ihnen. Ohne sie, als reine Facharbeit, würde die Pflege entweder völlig ausgedünnt oder unbezahlbar. Viele der kleinen Handgriffe, mit denen wir es uns wohnlich machen, wären in der Pflege gar nicht darstellbar. Ausgerechnet an dieser Stelle, wo es um Lebensnähe geht, wird jetzt mit Mindestqualifikationen und Mindestlöhnen die Axt angesetzt. Die Menschlichkeit, die „nur“ eine Kaffeekanne trägt, wird ausgebürgert aus unserem Land.

(Meine Woche, Folge 6)

Irmgard Tregées

So kurzsichtig sind wir nicht

Warum Beschäftigte in Sozialberufen manchmal anders
als Sozialpolitiker denken

Kennen Sie die typischen Pflegebildchen? Da sieht man eine Pflegerin in inniger Zuwendung bei einem Heimbewohner. Ganz dicht sind sie beieinander. Sie hat nur Augen für ihren Patienten. Von Pflegekräften stellt man sich immer vor, dass sie nur mit dem Wohl ihrer Mitmenschen beschäftigt sind. Allenfalls dürfen sie auch einmal „für sich“ auf die Straße gehen, wenn es um mehr Geld für das Gesundheitswesen geht. Irgendwie sind wir immer im Dienst. Wenn eine Talkshow einen Repräsentanten der pflegenden Profession sucht, gibt es sehr genaue Vorstellungen, was er da äußern soll: die harte Arbeit, die knappe Zeit, den schönen, aber ausgenutzten Beruf. Wir sollen gegen sparsame Politiker die Emotionen schüren und mehr Geld fordern. Wir sind die Kronzeugen für einen wachsenden Sozialstaat.

Zur allgemeinen Information: Pflegekräfte können nicht nur „soziale Themen“. Sie haben oft einen ganz ausgeprägten Welt Hunger. In unserer Belegschaft fahren zwei Pflegerinnen einen Sportwagen und preschen ab und zu (die Überstunden!) nach Amsterdam oder Hamburg. Wir haben einen Frankreich-Spezialisten und einen Mountainbiker mit eigener Garagenwerkstatt an Bord. Zwei Frauen sind unbelehrbare Fans des VFL Bochum und eine Kol-

legin schafft es trotz Schichtarbeit, über alle Inszenierungen der hiesigen Theater auf dem Laufenden zu sein. Ein Kollege beschäftigt sich viel mit Klima- und Energie. In einer Pause haben wir über „Desertec“ gesprochen, das Sonnenenergieprojekt in der Wüste. Da kam die ketzerische Frage, wo man die 400 Mrd. Euro dafür hernehmen will, wenn alles Geld für die Versorgung von Kranken und Alten ausgegeben wird. Wir sehen ja jeden Tag im Altenheim, was da im Handumdrehen an Sozialbeiträgen und Ersparnissen verbraucht ist. Wenn ein Drittel des Staatshaushaltes für Soziales gebunden ist, bleibt für Großinvestitionen nicht mehr viel übrig. Sitzt unser ganzes Land nicht insgesamt schon im Altenheim und hat die Schuppe für größere Aufgaben abgegeben?

Zugegeben, solche Fragen sind kräftig übertrieben. Aber frei nach Berthold Brecht könnte man sagen: Es sind Fragen einer lesenden Pflegerin – im Jahr 2009 lauten sie halt anders als beim Sozialisten Brecht. Gewiss sind wir Pflegekräfte oft sehr erschöpft. Wir nehmen im Geist manches persönliche Schicksal aus dem Heim mit nach Haus. Doch wir sind auch aufmerksame Zeitungsleser. Die Zeiten, wo wir im sozialen Dienst aufgingen, sind vorbei.

(Die Texte sind als tägliche Kolumne in der Tageszeitung „Die Welt“ vom 27.7. – 1.8.2009 erschienen. Sie basieren auf einem „Logbuch“, das seit 2007 von Pflegekräften aus verschiedenen Pflegeeinrichtungen geführt wird. Gerd Held hat sie für die Kolumne redigiert - „Irmgard Tregées“ steht als Pseudonym für die eigentlichen Autoren. Die Namen im Text wurden verändert.)